

**Joachim Schmidt**

## **Zum Beispiel Zacharias oder Über die allmähliche Verfertigung der Sprache durchs Schweigen<sup>1</sup>**

Zum Abschluss dieser Tagung denken wir noch einmal der Sprache nach. Aber nun aus anderer Perspektive. Vielleicht auch, für die eine oder den anderen, aus fremder.

Von einer Sprache wird die Rede sein, die sich aller Evaluierbarkeit entzieht, die nicht zu fördern und nicht zu testen ist.

Von einer Sprache wird die Rede sein, die erzählt. Und die uns darum an die Grenze führt, an die Grenze zwischen Leben und Tod, denn dort haben alle Erzählungen ihren Ursprung. Tausendundeine Nacht erzählte Scheherezade dem Herrscher, der sie töten wollte, Geschichten. Geschichten gegen die Angst, Geschichten gegen den Tod, bis er abließ von seinem tödlichen Plan.<sup>2</sup>

W. Benjamin nannte das Erzählen den ‚Anfang eines Heilprozesses‘.<sup>3</sup> Wenn das für Geschichten allgemein Gültigkeit hat, um wie viel mehr dann erst für die Geschichten, die uns die Bibel erzählt.

Von einer solchen soll die Rede sein. Lassen Sie sich also einladen in eine alte Geschichte, die uns an die Grenze führt und die uns etwas erzählt über die allmähliche Verfertigung der Sprache durchs Schweigen.

Zum Beispiel Zacharias. Für was oder wen *zum Beispiel*? Wir werden sehen.

Zacharias, das heißt übersetzt: Jahwe gedenkt. Schon der Name deutet eine Geschichte an. Denn unsere Erzählung führt uns in eine Zeit, da die Vornamen noch verrieten, worauf einer sein Leben gründen möchte. Jahwe gedenkt. Was fest und zuversichtlich klingt, war für Zacharias bis auf diesen Tag allenfalls ein Versprechen, dessen Einlösung noch ausstand. Denn der größte Wunsch von Zacharias und seiner Frau Elisabeth blieb unerfüllt, ihr inständiges Gebet, das war die Bitte um ein Kind. Über diesen Wunsch sind Zacharias und Elisabeth alt geworden. Jahwe, so schien es, gedachte ihrer nicht.

Da kann man nichts machen, mag Zacharias gedacht haben. Und arrangierte sich mit seinem Schicksal. Und auch Elisabeth wird sich über ihren Namen, der von der Treue Jahwes erzählt, so ihre eigenen Gedanken gemacht haben.

Was soll einer machen, der alt geworden ist über seine Wünsche und dessen Leben sich dem Ende zuneigt? Er wird tun, was noch zu tun ist. Zacharias und Elisabeth, so wird berichtet, lehnen sich nicht auf gegen ihr Schicksal, lehnen sich nicht auf gegen Gott. Zacharias, der Priester, vollzieht seinen Dienst im Tempel, so wie Tradition und Gesetz es ihm vorschreiben. Und nun ist das Los auf ihn gefallen, Dienst zu tun im Tempel und das Rauchopfer darzubringen, d.h. Kohlenglut und Rauchwerk auf dem Räucheraltar zu erneuern, denn, so heißt es in Ex. 30, 8: das Räucherwerk *„soll ein immerwährendes Rauchopfer vor dem Herrn sein von Generation zu Generation.“*

Zacharias sorgt dafür, dass die Kette nicht reißt. Wie gerne hätte er ein Kind gehabt, damit die nächste Generation für ihn ein Gesicht erhält und eine Stimme.

Jetzt ist Zacharias im Tempel, jetzt steht er am Altar und draußen wartet betend das Volk.

---

<sup>1</sup> Dieser Essay bildete den Abschlussbeitrag auf der Fachtagung des Bundesverbandes evangelischer Ausbildungsstätten für Sozialpädagogik (BeA) zum Thema ‚Zur Sprache kommen – Sprachförderung – ein Thema in der Erzieherinnenausbildung‘, Weimar, 7. März 2008

<sup>2</sup> s.: J. Schmidt: Das Leben wieder-holen - Wenn die Zeit der Erzählung vorüber ist, beginnt die Zeit der Suche nach den Erzählungen; in: Das Plateau, Nr.5, Juni 1991

<sup>3</sup> W. Benjamin: Erzählung und Heilung; in: Denkbilder; aus: Illuminationen, Ausgewählte Schriften, Frankfurt a.M., 1977, S. 309

Und plötzlich erscheint Zacharias ein Engel. Lukas, der die Geschichte erzählt, schreibt: *Da erschrak Zacharias und es befiel ihn Furcht.*“ (Lk.1, 12)

Ja, so alt ist die Geschichte, sie erzählt noch von Menschen, die erschrecken, wenn Ungewöhnliches einbricht in den Alltag der Welt. Das sind nicht die Engel der esoterischen Teestuben, die uns einnebeln mit Räucherstäbchen und Rosenduft und nichts zu verkünden haben. Es sind auch nicht die Engel der Werbung, die uns das Blaue vom Himmel versprechen.

„*Engel sind Einweisungen in das Mögliche*“, schreibt der Theologe E. Jüngel.<sup>4</sup>

Viele biblische Geschichten erzählen davon. Wenn Menschen an die Grenzen ihrer Möglichkeiten gelangen, wenn sie glauben, am Ende zu sein, dann muss ein Engel kommen, um sie in die Möglichkeiten Gottes einzuweisen. Wenn aber die Wirklichkeit dieser Welt überboten wird durch die Möglichkeiten Gottes, dann steht alles neu zur Disposition, dann geht es um Leben und Tod. Dann erreicht uns ein Wort, das uns trifft. So sehr, dass die Menschen erschrecken.

Fürchte dich nicht, sagt der Engel. Dein Gebet ist erhört worden. Elisabeth wird einen Sohn gebären.

Zacharias: Jahwe gedenkt. Jetzt scheint sich das Versprechen zu erfüllen. Jetzt, da alle Anzeichen auf Ende und Tod standen, jetzt ist plötzlich vom Leben die Rede und vom Anfang. „*Und du wirst an ihm Freude und Wonne haben, und viele werden sich seiner Geburt freuen.*“ (Lk. 1, 14).

So weit, so gut. Nur, es bleibt da noch eine Frage. Eine Rückfrage. Ein kleines ‚aber‘, eine Rückversicherung – sicherheitshalber. „*Woran soll ich erkennen, dass das wahr ist? Ich bin ein alter Mann und auch meine Frau ist in vorgerücktem Alter*“, so fragt Zacharias.

Die Antwort ist bekannt. „*Weil du meinen Worten nicht geglaubt hast...sollst du stumm sein und nicht mehr reden können, bis zu dem Tag, an dem all dies eintrifft.*“

Zacharias muß ins Schweigen zurück, zurück ins Verstummen.

Bald darauf wird Elisabeth schwanger und bringt schließlich einen Sohn zur Welt. Am Tag der Beschneidung soll er seinen Namen erhalten und alle sind sich einig, dass er so heißen soll, wie es Brauch ist und Sitte. Nach seinem Vater soll er genannt werden. Zacharias soll er heißen. Aber Elisabeth widerspricht. So rufen sie den Vater herbei und der schreibt den Namen auf eine Tafel: Johannes. Nicht nach seinem Vater, nach seinem Gott soll er genannt werden. Johannes: Jahwe ist gnädig gewesen.

Kaum hat Zacharias den Namen aufgeschrieben, da öffnet sich ihm der Mund und er kann wieder sprechen. Und das erste, was ihm über die Lippen kommt, ist ein Lobgesang. Der alte Zacharias spricht sein Benediktus:

„*Gelobt sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöst sein Volk...Er hat das Erbarmen mit den Vätern an uns vollendet und an seinen heiligen Bund gedacht...Durch die barmherzige Liebe unseres Gottes wird uns besuchen das aufstrahlende Licht aus der Höhe, um allen zu leuchten, die in Finsternis sitzen und im Schatten des Todes, und unsre Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens.*“ (Lk.1, 68, 72, 78+79).

Mehr erzählt die Bibel nicht über Zacharias. Denn für sie ist über ihn alles gesagt.

Soweit die alte Geschichte. Uns zum Beispiel erzählt.

Ich möchte ihr noch einmal nachgehen. Möchte für heute von ihr lernen, was es mit der Sprache auf sich hat.

Darum jetzt vier Überlegungen im Anschluss an die Erzählung des Lukas.

---

<sup>4</sup> E. Jüngel: Von Zeit zu Zeit, München, 1976, S. 9

## I. Zur Nachbarschaft von Sprache und Schweigen

Nah am Verstummen wohnt die Sprache, nah an der Sprache das Schweigen.

Weder schweigt Zacharias aus Unwissenheit noch aus Absicht, er schweigt nicht aus Angst, er könne Falsches sagen (*O si tacuisses...*), oder weil er Schweigen für Gold hält.

Auch hindert ihn keine Sprachkrise daran, zu sprechen. Ihm zerfallen die Worte nicht im Mund „wie modrige Pilze“, wie es Hofmannsthals Lord Chandos<sup>5</sup> beredt beklagte.

Ach, Worte hätte er wohl, reichlich und gewiss auch geschickt formuliert.

Nein, Zacharias will überhaupt nicht von sich aus schweigen, nicht aus eigenem Entschluss.

Zacharias fällt ins Verstummen, weil ein anderer ihn dorthin geführt hat. Zacharias muss schweigen, weil er die Wirklichkeit der Welt für mächtiger hielt als die Möglichkeiten Gottes.

Angesichts der Wirklichkeit der Welt kann es einem zuweilen die Sprache verschlagen.

Denn, „*was wirklich ist, ist das schnell trocknende Blut*“, schreibt lakonisch und wie nebenbei die Dichterin Szymborska.<sup>6</sup>

Auch Adornos Diktum, nach Auschwitz könne man keine Gedichte mehr schreiben<sup>7</sup>, wollte andeuten, dass unsere Sprache der Wirklichkeit der Welt nicht gewachsen zu sein scheint.

Wir wissen, dass Adorno Unrecht hatte. Auch nach Auschwitz sind Gedichte geschrieben worden und werden immer noch Gedichte geschrieben. Aber nach Auschwitz ist die

Nachbarschaft von Sprache und Schweigen drängender geworden. Und doch hieße, nach Auschwitz zu schweigen, der Wirklichkeit der Welt Recht zu geben. Genau dies kann und darf Aufgabe der Kunst nicht sein. A. Muschg plädierte für eine ‚selbstgefällige Kunst‘:

„*Die Verwalter der Macht haben die Kunst zu fürchten – am meisten die autonome, die unberechenbar selbstgefällige Kunst. Da tritt in der Selbstgefälligkeit die Weigerung hervor, der Macht gefällig zu sein, in der Autonomie der zivile Mut, die verweigerte Anpassung.*“<sup>8</sup>

Neben der Kunst, insbesondere der Poesie, ist es die Theologie, die um die Nachbarschaft von Sprache und Schweigen weiß oder doch wissen sollte. Dies schon deshalb, weil sie, indem sie Rede von Gott ist, sich immer an der Grenze zum Schweigen befindet, an der sie um Worte ringen muss wie Jakob mit dem Engel des Herrn. Theologische Rede ist darum immer Wagnis und wo ihr dies nicht anzuhören und abzuspüren ist, da wird sie fade, glatt und angepasst.

Kunst und Theologie verbindet, dass sie beide darum wissen, dass die Welt in dem, was vor Augen liegt, nicht auf geht. Sie verbindet ihr Protest gegen die sich absolut setzende Macht der Wirklichkeit und sie verbindet ihr Unterwegssein zu einer Sprache, die den Horizont aufreißt und weitet. Sie verbindet das Wissen um das Schweigen, aus dem die Worte kommen, jedenfalls die, die imstande sind, Gegenwart zu sein, Einspruch, Hoffnungswort.

Doch da ist noch etwas zu bedenken. ‚Über die allmähliche Verfertigung der Sprache durchs Schweigen‘ habe ich als Titel über diesen Essay gesetzt. Und natürlich haben Sie die Anklänge an Kleist längst gemerkt. Bei ihm heißt es: *Über die allmähliche Verfertigung der*

---

<sup>5</sup> H.v. Hofmannsthal: Der Brief des Lord Chandos; GW, Prosa 2, Frankfurt a.M., 1951

<sup>6</sup> W. Szymborska: Was die Wirklichkeit verlangt; in: Auf Wiedersehn. Bis morgen. Gedichte. Frankfurt a.M., 1996, S: 17

<sup>7</sup> „*Kulturkritik findet sich der letzten Stufe der Dialektik von Kultur und Barbarei gegenüber: nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch, und das frißt auch die Erkenntnis an, die ausspricht, warum es unmöglich ward, heute Gedichte zu schreiben.*“

aus: T.W. Adorno: Prismen, Kulturkritik und Gesellschaft, Frankfurt a.M., 1969, S. 31

<sup>8</sup> A. Muschg: Literatur als Therapie? Ein Exkurs über das Heilsame und das Unheilbare, Frankfurt a.M., 1981, S. 177

*Gedanken beim Reden.*<sup>9</sup> Redend stellen sich die Gedanken ein, die vor Beginn der Rede noch verborgen waren.

Aber hier bei Zacharias ist es anders. Und gleiches gilt für die Sprache der Theologie. Wo sie an die Grenze zum Schweigen stößt, da erreicht sie von außerhalb ein Wort. Und nur als schon immer Angesprochene, lernt sie aufs Neue zu sprechen. Und wenn es ein Seufzer wäre.. „*Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebühret, sondern der Geist selbst vertritt uns aufs beste mit unaussprechlichem Seufzen*“.(Röm. 8, 26)

## **II. Die Unverfügbarkeit der Sprache**

Die Wirklichkeit der Welt, so sagten wir, kann einem zuweilen die Sprache verschlagen. Um wie viel mehr das Wort, das wir nicht zu sprechen vermögen, das Wort, das uns anspricht und trifft. Zacharias hat es erfahren, als er hörte, das Gott seiner gedachte, als er dachte, Gott gedenke seiner nicht mehr. Mose hat es aus dem brennenden Dornbusch gehört. Elias, als er sich unter den Strauch legte, um zu sterben. Und so weiter. So war es damals, so ist es heute noch.

Ich zitiere Peter Sloterdijk aus seiner Frankfurter Poetik-Vorlesung:

*„...ich weiß, daß der wesentliche Sprachprozeß ohnehin auf anderen Wegen fortgeht als über Schulen und Seminare. Mir ist bewusst, daß Sprechen anders gelernt wird: erstens im Klima der Berührung und der Konfrontation, weil die Sätze, in denen es um etwas geht, im Duell und in der Freundschaft gesprochen werden; zweitens unter dem Anprall von Situationen, die das zu Sagende neu hervorrufen, und drittens in gewissem Sinn autodidaktisch, im Alleinsein mit den Klassikern, mit den großen Lebendigen und Beweglichen, die vor uns Welteröffnungen geschaffen haben.“<sup>10</sup>*

Uns interessiert an dieser Stelle das, was Sloterdijk den ‚Anprall von Situationen‘ nennt, „die das zu Sagende neu hervorrufen.“ Es geht um das Moment des Plötzlichen und Unerwarteten. Darum auch das Auftreten der Furcht, von dem die Bibel berichtet. Bei den Hirten auf dem Feld, wie bei den Frauen am Grab. Gott redet zu den Menschen und mit einem Mal ist nichts mehr so, wie es war und schon gar nicht, wie wir es erwartet hatten.

Nipkow spricht im Zusammenhang von Bildungsprozessen eine ähnliche Erfahrung an. Er nennt sie ‚Widerfahrnis‘ und meint damit Ereignisse in unserer Lebensgeschichte, die Neuorientierung oder Wandel erzwingen.<sup>11</sup>

So oder so. Anprall oder Widerfahrnis. In solchen Augenblicken erleben wir uns sprachlos. Nicht, weil wir keine Worte hätten, sondern weil uns die angemessenen, die der Situation adäquaten fehlen. Weil das, was wir erfahren, nicht nur unsere Vernunft, sondern eben auch unsere Sprachfähigkeit übersteigt. Wir erleben Sprache als ein Gut, über das wir nicht verfügen können. Wir lernen zu sprechen aus der Erfahrung des Überwältig-Werdens heraus oder fallen ins Schweigen zurück und müssen neu sprechen lernen.

Wenn Zacharias eine Tafel nimmt und auf sie den Namen seines Sohnes schreibt, so mag uns dieser Vorgang an die kindlichen Anfänge unserer Lese- und Schreibübungen erinnern. Und dieser Vergleich ist durchaus nicht unangemessen. In der Sprache des Glaubens sind wir allemal und immer wieder im Verlauf unserer Lebensgeschichte Anfänger. ABC-Schützen, die so oft das Ziel verfehlen. Das richtige Wort. Den befreienden Satz.

---

<sup>9</sup> Kleist: Ausgewählte Werke, Berlin, 2002, S. 307 ff.

<sup>10</sup> P. Sloterdijk: Zur Welt kommen – Zur Sprache kommen – Frankfurter Vorlesungen, Frankfurt a. M., 1988, S. 152

<sup>11</sup> K.E.Nipkow: Diakonische Bildung und die Prüfung der Tiefengrammatik von Bildungsmetaphern – auf dem Weg zur biblischen Mitte christlicher Bildung; Vortrag auf dem Bildungskongress des Diakonischen Werks der EKD am 13./14. 10. 2003 in Speyer; S. 24

Heißt also Verstummen angesichts der Wirklichkeit der Welt, ihre Macht und Gewalt anzuerkennen, sie ins Recht zu setzen oder sich ihr anzupassen, so führt das Wort, das uns in die Möglichkeiten Gottes einweist, ins Schweigen und, im besten Fall, zu einer neuen Sprache oder zumindest zu einem neuen Nachdenken über die Verfertigung der Sprache angesichts ihrer Unverfügbarkeit.

### **III. Durch Sprache zur Welt kommen**

Wird ein Mensch geboren, so sagen wir, ein Kind sei zur Welt gekommen. Zur Welt gekommen, fehlen uns noch die Worte. Es braucht seine Zeit, bis wir die ersten Laute, die ersten Worte, die ersten Sätze zu formulieren imstande sind. Es braucht ein sprechendes Gegenüber, das unseren Weg in die Sprache befördern hilft. Erst als Angesprochene werden wir selber zu Sprechenden. Erst die Sprache, und zwar im umfassendsten Sinn verstanden, also von der Gebärdensprache bis hin zum verbalen Sprachvermögen, eröffnet uns die Welt.

Es ist gewiss kein Zufall, dass Zacharias neun Monate schweigen muss. Lukas, Arzt und Erzähler der Geschichte, verweist uns auf den Zusammenhang von Geburt und Sprache. Auch der Prozess des Zur-Sprache-Kommens ist ein Geburtsakt. Nun ist Zacharias aber kein Kind mehr. Längst war dem alten Mann die Sprache geläufig. Er wusste sich ihrer zu bedienen.

Zacharias muss nicht sprechen lernen im landläufigen Sinn, sondern er muss verstehen lernen und, was er verstanden hat, zur Sprache bringen.

Es ließe sich hier, gewissermaßen in Parenthese, anführen, dass Sprache eben immer mehr und noch anderes ist als Zeichensystem oder Mittel der Kommunikation. W. Schadewaldt hat vom dichterischen Wort gesagt, dass es „nicht bezeichnet, sondern...bedeutet....,daß es verhüllend offenbart, nicht trotz der Verhüllung, sondern in wesentlicher Einheit mit ihr.“<sup>12</sup>

Die Deutung zu verstehen, fällt Zacharias ins Schweigen zurück. Der wortgewandte alte Priester verstummt. Wenn, wie Kant sagte, die Sprache „das größte Mittel (ist), sich selbst und andere zu verstehen“<sup>13</sup>, dann wird in diesem Augenblick deutlich, dass Zacharias eben nicht nur die Worte des Engels nicht versteht, sondern auch sich selbst nicht mehr.

Ist doch jedes Sprechen auch „ein Akt sprachlicher Selbstanzeige“, um einen Begriff von Eugen Biser zu gebrauchen.<sup>14</sup> Sprechend geben wir uns zu erkennen. Wir gehen aus uns heraus und auf ein Du zu.

Demgemäß deutet das Schweigen des Zacharias einen Selbstfindungsprozess an.

Wir müssen wieder neu geboren werden. ‚Er hat das Licht der Welt erblickt‘, heißt es vom Neugeborenen. Die Geburt führt vom Dunkeln ins Licht. Der Weg aus dem Schweigen ist gleichfalls ein Weg ins Licht. Ins Licht der Erkenntnis. Für Zacharias hieß diese Erkenntnis: Johannes. Jahwe ist gnädig gewesen.

Der Weg zur Sprache ist ein Weg zur Erkenntnis. Für kleine Menschen ebenso wie für große. Und darum ist der Spracherwerb niemals abgeschlossen.

Die Entbindungsmetapher als Bild für den Prozess des Zur-Sprache-Kommens lässt vermuten, dass es auch einen Zusammenhang von Tod und Sprache gibt. Und dieser Zusammenhang ist in der Tat evident. Nicht nur, dass uns die Erfahrung von Tod und Trauer zuweilen sprachlos macht oder der Tod in unserer Gesellschaft weitgehend verschwiegen wird, nicht nur, dass der sogenannte soziale Tod zumeist eng verbunden ist mit einem Verlust an Kommunikation und der Eintritt des physischen Todes uns auf immer ins Schweigen führt.

---

<sup>12</sup> W. Schadewaldt: Das Wort der Dichtung; in: Wort und Wirklichkeit; 6. Folge des Jahrbuchs Gestalt und Gedanke, hrsg. von der Bayerischen Akademie der Schönen Künste; München, 1960, S. 103

<sup>13</sup> zit. nach: Eugen Biser: Menschsein und Sprache, Salzburg, 1984, S. 18

<sup>14</sup> Biser, a.a.O., S. 17

Darüber hinaus gibt es noch einen anderen, sehr tiefgreifenden Zusammenhang, der uns verdeutlicht, was es mit der Sprache auf sich hat.

Zu Anfang hatte ich bereits auf die Erzählungen aus 1001 Nacht hingewiesen. Alle Geschichten, die dieses Buch umfasst, sind der Grenze zwischen Leben und Tod abgerungen.

Peter Bichsel hat die Geschichte von einem zu lebenslänglicher Haft Verurteilten erzählt, der mit Hilfe seines Essbestecks jede Nacht in der Zelle an einem Tunnel in die Freiheit gräbt. Bichsel schreibt: „*Jede Nacht die Platte wegheben, jeden Morgen die Platte zurück, in Papiertüten die Erde beim täglichen Spaziergang rausschmuggeln und so weiter. Das Unternehmen ist auf zehn Jahre geplant, kann nach neun Jahren entdeckt oder nach zwölf Jahren erfolgreich sein.*“<sup>15</sup>

Bichsel erzählt eine Geschichte über Geschichten. Er erzählt von einem Unternehmen gegen alle Vernunft, aber getragen von dem Willen, einen Weg ins Leben zu finden. Gäbe es den Tod nicht, müsste nicht länger erzählt werden. Weil aber der Tod das Leben untergräbt, längst vor dem Exitus, gräbt sich die Erzählung einen Weg ins Leben.<sup>16</sup>

Sprache als Lebenszeichen. Sprache als Protest gegen alles, was tödlich ist. Sprache als Aufstand des Lebens. Wie hatte doch Zacharias gesungen, als er aus dem Schweigen kam? „...*auf daß er erschiene denen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes.*“

#### **IV. Vom Zweifeln und vom Loben**

Zweifel und Lob: wie passt das zusammen? Der Zweifel bewegt sich mindestens zwischen zwei Polen, er wägt das Für und Wider ab, er stellt in Frage, er misstraut eher als das er vorschnell traut, er faltet gedanklich auseinander, was scheinbar ganz und gewiss ist, er legt seine Finger in die Wunde, er will sehen und anfassen, er unterscheidet und bedenkt, er fragt: *Woran soll ich das erkennen?*

Wie anders das Lob! Es hat sich entschieden, es führt das Getrennte und Fragmentarische zusammen, es fragt nicht, sondern sagt Dank, es vertraut, es hat die Wunde geschlossen, es will singen und tanzen, es bekennt: *Gelobt sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöst sein Volk!*

In Zacharias ist beides vereint, der Zweifel und das Lob.

Aber der Zweifel hat, so würde man heute sagen, keine gute Presse, vor allem nicht unter den Frommen. Der Zweifler steht unter Verdacht. Seine Unsicherheit verunsichert und sein Infrage-Stellen provoziert. Schnell steht der Zweifler im Abseits, gehört nicht dazu. Dabei erzählt die Geschichte von Thomas anderes<sup>17</sup>. Gerade dem Zweifler wendet sich Jesus in besonderer Weise zu. Er lässt sich die Finger in die Wunde legen. So kommt Jesus der Verzweiflung zuvor.

Nun wäre es ein Leichtes, die Zweifel des Zacharias schnell hinwegzureden und die Geschichte auf vermeintlich fromme Weise glatt zu bügeln. Dann hieße es: dem Zweifel folgt als Strafe das Schweigen. Und als Zacharias seine Sünde eingesehen hat, da darf er wieder sprechen und stimmt an, was man von ihm erwartet: ein Loblied. So ist alles wieder in Ordnung und im frommen Lot. Der Zweifel hat ein happy end gefunden und die, die sich immer ihrer selbst und ihres Gottes gewiss sind, dürfen aufatmen.

Ist es so? Oder könnte es auch anders sein? So zum Beispiel:

Zacharias gebraucht seine Vernunft. Er stellt eine vernünftige Frage.

*Woran soll ich das erkennen? Denn ich bin alt und meine Frau ist betagt.*

---

<sup>15</sup> P. Bichsel: Der Leser. Das Erzählen. Frankfurter Poetik-Vorlesungen, Darmstadt/Neuwied, 1982, S. 75

<sup>16</sup> s. Schmidt a.a.O., S. 16

<sup>17</sup> Joh. 20, 24 ff.

Zacharias bedient sich seines eigenen Verstandes – auch im Angesicht eines Engels. Er wäre gegen den einlullenden Duft der esoterischen Räucherkerzen in deren Nebel sich die Schatten putziger Schutzengel unklar abzeichnen gefeit.

Ein aufrechter Priester und ein nachdenklicher dazu. Davon könnte es ruhig mehr geben. Zacharias will verantwortlich reden und wohlüberlegt. Er fragt, bevor er lobt. Und will nicht eher loben, bevor er nachgefragt hat.

Aber Zacharias muss ins Schweigen, muss ins Verstummen. Weil du meinen Worten nicht geglaubt hast, sagt der Engel. Schweigen als Bestrafung? Der vollständige Satz lautet: „ Und siehe, du wirst ein Schweigender sein und nicht imstande zu reden bis zu dem Tag, an welchem dies geschieht, dafür dass du nicht glaubtest meinen Worten.“

Mit der Ankündigung, nicht mehr reden zu können, ist auch schon das Ende des Schweigens mitgenannt. Es ist ein Schweigen auf Zeit. Es ist ein Schweigen, weil jetzt ein anderer redet. Jetzt löst Gott sein Versprechen ein. Jahwe gedenkt. Jetzt endet alles menschliche Dazwischenreden.

Welche Gedanken mögen Zacharias beschäftigt haben während dieser neun Monate? Und was wird einer sagen, der so lange geschwiegen hat? Das hätten die Freunde und Bekannten und die neugierigen Zuschauer sicher gerne gewusst. Jetzt wird er erzählen, wie es ihm ergangen in wortloser Zeit, so dachten sie vielleicht. Oder wird er gar seine Zweifel zurücknehmen? Wird er sich zu seinem Zweifel als einer Schuld bekennen?

Nichts von alledem folgt. Zacharias singt einen Lobgesang. Einen, der es in sich hat. Er lobt den Gott, der sein Versprechen einlöst, damals und jetzt, der an seinen Bund mit den Menschen denkt, der sein Volk besucht und erlöst, der barmherzig ist und sich denen zuwendet, die im Schatten des Todes sitzen und uns auf den Weg des Friedens bringt. Was für ein Lobgesang! So kann nur loben, wer zuvor im Schweigen war. Kraft besitzen diese Worte nicht zuletzt deswegen, weil sie dem Schweigen abgerungen sind und dem Zweifel.

So klingen zum Ende unserer Geschichte hymnische Töne auf. Aber der sie spricht, hat seine Augen nicht verklärt geschlossen und schwenkt die Arme nicht rhythmisch hin und her. Wir werden nicht Augen- und Ohrenzeugen charismatischer Verzückung, die sich anschickt, den Zweifel und mit ihm Klage und Zorn durch simple Melodien wegzuloben.

Zacharias Sprache des Lobs bleibt verbunden mit der Sprache des Zweifels. Nur wer so zweifeln kann, kann auch so loben.

Die Zeit des Schweigens war für Zacharias die Zeit der allmählichen Verfertigung der Sprache.

In einem Gespräch mit Dorothee Sölle, kurz vor ihrem Tod, sagt Fulbert Steffensky: Im Alter „wachsen zwei Fähigkeiten: die des Zweifels und die des Lobs.“<sup>18</sup>

Zweifel und Lob als Fähigkeiten, und gleich berechtigt und gleich wert geschätzt nebeneinander. Das lässt aufhorchen. Wo Zweifel und Lob zusammentreffen, entsteht eine Sprache von großer Kraft. Wo Zweifel und Lob zusammentreffen, zeichnen sich die Spuren eines langen Lebens ab, das alt wurde über seine Wünsche, aber nicht so alt, dass es nicht noch ein neues Lied singen könnte. Ein unerwartetes, eines, das nach langem Schweigen seine Worte findet.

---

<sup>18</sup> „Wenn du nur Glück willst, willst du nicht Gott“; Vortrag von Dorothee Sölle und Gespräch mit F. Steffensky; Aufzeichnung aus der Tagung ‚Gott und das Glück‘ vom 25.-27.4.2003 in Bad Boll; edition akademie multimedia 1, 2003

Immer wenn ich die Geschichte von Zacharias lese, beginne ich neu über die Sprache nachzudenken. Über ihre Nähe zum Schweigen, über ihre Unverfügbarkeit, über ihren Zusammenhang mit Leben und Tod, Anfang und Ende.

Und: das man in frühen Jahren zwar lernt, zu sprechen, aber doch sehr alt darüber werden kann, bis man die richtigen Worte findet. Bis das zur Sprache kommt, was der Rede wert ist.

Weimar, März 2008